



Feierabend



Der Brandstifter.

Von F. Joachim.

Als er noch ein Kind war, da weckte ihn aus einem Traum der hohe Ruf, der so juchend ist wie kein Ruf sonst. Er schrak auf, schweißbedeckt, und sah eine Nacht, die magt still und faust war, wie Nächte sonst waren, sondern flodernd, zerrissen von Säpfeien, mit rotem Dunst erfüllt.

Da spürte er zum ersten Mal das sonderbare Gefühl, das ihm Rücken und Beine lähmte mit einem Schmerz, der fast wohlthat. Er strahlte aus vom Mark, fluiete über Lenden, Schenkel, die haltlos zu zittern begannen, als habe sie der Blitz getroffen, wallte auch in schweren Stößen aufwärts, ergriff das Herz und drückte es in den Hals, wo es stotzend schlug und dann stillstand, ganz stillstand.

Nun war er leicht und ganz taumelig, körperlos und von einer grenzenlosen Gier erfüllt, einer Gier, die ihn sich schreiend wehren ließ, als man kam, ihn in höchster Eile fortzuholen, da über der Decke schon das Dach zusammenbrach.

Diese Gier vergaß er nicht. Sie war das erste große Gefühl seines Lebens, weiter zurück war nichts; und er spielte mit der Erinnerung an diese rote Nacht, wie Kinder mit ihren Leidenschaftspfeilen, unbewußt noch der Gefahr, aber ahnungsvoll und mit erfinderischer Lust, sie immer wieder zu erzeugen.

So fanden ihn fremde Leute eines Tages, als er schon zur Schule ging, auf dem Dachboden des Hauses, vom Rauch fast betäubt, dessen scharfem Geruch sie nachgegangen waren. Sägespäne, zum Glück zu feucht, qualmten unter einem Scheiterhaufen, den er aus Zigarettenstiften und Brennholz geschichtet hatte. Mochte der heiße Rauch ihn, der von Kindheit auf schwach in der Brust war, fast ersticht haben, oder war es wieder die seltsame Lähmung der ersten Nacht, die ihn bewegungslos machte; sie fanden ihn neben dem glimmenden Brandherd ausgestreckt und mußten ihn gewaltsam losreißen, wobei er, wie sie den Eltern berichteten, sie mit starren Augen, wie in einem Krampf befangen, angeblickt hatte, nicht boshaft etwa! sondern irre!

Er ward schwer bestraft, körperlich geächtigt und lange Zeit in strenger Obhut gehalten. Zumal sich herausstellte, daß er, wo es sich nur irgend machen ließ, mit ge-

stohlenen Streichhölzern kleine Feuer entzündete von allem Möglichen, das sich als leicht brennbar erwies. So brachte er es fertig, im Vorübergehen ein Streichholz in den gefüllten Papierkorb zu werfen, willens, dann davonzulaufen, um sich der schweren Strafen zu entziehen, die zu erwarten standen. Aber er vermochte es einfach nicht!

Einmal jedoch ergriff die Flamme, vom Aufzug einer offenen Tür bewegt, die schweren Gardinen des Herrenzimmers; und als auf das Klirren der zerspringenden Scheibe Hilfe geeilt kam, fand man den Knaben in verzerrter Haltung nächst dem Fenster auf den Fußboden geworfen. Da lag er regungslos, mit weit aufgerissenen, starren Augen, die Häuse krampfhaft geballt, und so starr der ganze Körper, gelähmt wie in der ersten, entscheidenden Nacht. Wer von denen, die ihn ensetzt aufhoben, konnte wissen, welche Wohlthat eines sonderbaren Schmerzes ihn ganz und gar durchdrang!

Drohungen vermochten nichts; keine Gewalt stieß in die unergründlichen Tiefen dieser Gier.

Aber es schien, als lege sich langsam, mit zunehmendem Alter, diese schreckliche Krankheit. Zwar ließ der Knabe auch weiterhin eine seltsame Benommenheit merken, wenn er mit Lampen, offenem Feuer und dergleichen in nahe Berührung kam, aber man nahm es allzugerne als harmlose Nachwirkung, gewöhnte sich bald daran und machte es gar zur Zielscheibe gutmütigen Witzes. Auch der Name Brandstifter blieb ihm, zum Scherz!

Aber ihn trieb eine Gewalt, die unwiderstehlich war und verlockend, wie eine Lust, dorthin, wo es eben gebrannt hatte. Sein erster Blick galt den Rettungsrufrufen, wo er Anzeichen darüber füglich erwarten konnte. Er verschlang die Details der kleinen und großen Feuersbrünste und empfand auch dabei schon die leichten Mahnungen des Schmerzes, den er erstrebte. Es war eine unweifelhaft epileptische Veranlagung, zumal es im Verlauf der schleichenden Erkrankung dazu kam, daß er bei den Vorstellungen, die er auch tagsüber herbeizwang, und der Lektüre, die er suchte, seltsame haltlose und unkontrollierbare Bewegungen mit den Gliedmaßen machte, weniger Zukunnen, als eine Art wilden Tanzes, dem sich bald die

Mimik des Gesichts in Form sinnloser Grimassierung anschloß. Hätte ihn jemand im Zustand solch völliger Hingabe an seine unselige Leidenschaft gesehen; er hätte nicht gezauert, ihn schlecht und recht irre zu nennen.

Nur mit Mühe hielt er sich zurück, wenn er andern Tags die Brandstätten aufsuchte. Er umkreiste sie, als sei er derjenige, der das Feuer gelegt hatte. Näherie sich verstopfen, stellte sich zu allen Grüppchen, die noch tagelang die Orte der Katastrophen umstehen und Vergang, Grund und mögliche Verhinderung immer wieder bereden. Dann lauschte er und genoß, was er nicht hatte sehen dürfen. Dabei zog er die süßlichen beizenden Gerüche tief und gierig ein, die als feuchter Brodem von kohlendem nassen Holz um die Stätten der Brände lagern. Und ging endlich, mit zitternden Gliedern, tiefen Ringen unter den scheuen Augen, in die Häuser selbst, in deren Höfen und Treppenhäusern der Schutt des Brandes lag: schwarze Dachsparren, verkohlte Papiere, abgerissene Tapeten und der gerettete Hausrat, angefangt von den Elementen vertüftelt, verbogene Eisen, klaffende Wände, Rauchsäulchen wirbelten bläulich; noch strahlte Hitze, treibhausfeucht, aus den abgelöschten Resten.

Später trieb es ihn, der dem magischen Ruf hörig folgte, dorthin, wo Feuer am Schwelen und Ausbrechen war. Er frohlockte; denn es schien, als sei er eine Art Totenvogel. Wo immer er auch sein mochte: von der finsternen Gewalt gelockt, hörte er bald die rasenden Gelächter der Wehren oder sah über die Dächer schwarzen Qualm in dichten Massen wölken. Das erregte ihn zu tiefst. Schien es nicht, als sei er verschwistert mit dem heißen Element? In ihm glühte es, er fand es überall, Flamme war er selbst!

Flamme war er selbst! Das fuhr eines Nachts in sein Gehirn und brannte darin heiß, angefaßt von einem wilden Sturm, der seine Glieder ekstatisch wirbelte. Es war der Ausbruch des Wahnsinns, der ihn hinriß. Er sah nur Licht, eine helle Flamme, strahlend mit blutroter Aura, die sich aus seinem Gehirn nährte. Sie fraß es auf, wie Talg, und er betete sie an, verzückt, die Augen aufwärts verdreht, daß das Weiße gepfeiflich leuchtete.

Kein Widerstand mehr, keinerlei Bedenken und nichts von Furcht. Sondern nur ein Gepeitschwerden, ein Hingeschleudertsein, ein rasender Irrewahn, der ihm das Rückgrat brach, daß er auffaucht, sich ihm hinzuwerfen zur Vernichtung.

Er glaubte zu tanzen, in heftigen, schwerelosen Sprüngen, seinen Weg zu nehmen, Flamme schon, flackernd! Aber er ging auf Zehenspitzen, vorsichtiger, als er es je vermocht hätte bei klarem Bewußtsein, öffnete Türen lautlos, niemand zu wecken, hielt inne bei jedem Knarrlaut der alten Dielen. In der Küche tastete er nach den Streichhölzern, die zu berühren er ängstlich vermieden hatte, in panischer Furcht vor dem Verbot. Da er sie nun hielt, achsam in den Fingerspitzen, schien es ihm, er schwenke sie jubelnd im Kreise; Funken sprühen aus ihnen; alles zünde sich an, knisterte, flamme auf! Im Finstern sucht er nach der Spiritusflasche, die unter dem Abwasch stand, das wußte er; da er den stumpfen Blechkanister berührte, in dem das Petroleum bewahrt wurde, nahm er frohlockend auch ihn. Ueber den Flur. Er stieß sich nicht in der Finsternis — wie könnte er auch? — War es doch so flammend hell um ihn!

Der Schlüssel knackte ganz leise, geräuschlos fiel die Tür hinter ihm zu. Run treppan. Das Haus roch dumpf nach Keller. Er tappete über die Stufen, seine Pantoffel schlappten, ein mörderisches Gespenst. Der Dachstuhl. Hinter ihm fiel die eiserne Tür mit dumpfem Schlag ins Schloß. Das wurde notiert in den Protokollen; eine Frau hatte es gehört, aus kränklichem Schlaf geweckt. Die Uhr zeigte halb zwölf.

Der Brandstifter schloß die Gattertür der Bodenkammer auf. Aus Koffern, Kisten, Bettstellen, Kartons, Matrasen und all und jedem, was er aus der Finsternis mit unge-

wohnten Kräften riß, stapelte er einen Scheiterhaufen. Den übergoß er mit Petroleum und Spiritus. Vorsichtig und genussüchtig, als bereite er eine köstliche Speise. Aber ihm schien in seinem herrlichen Wahn, als vollzöge in sakralen Tanz ein wunderbares Opfer. Dann strich er ein Streichholz an. Und wie die kleine rötliche Flamme aufsprang, zuckte mit unerhörtem Ansturm der Schmerz durch seinen Leib. Paktete ihn im Kreuz, zerriß ihn und schlug sein Herz mit einem Schlag in den Hals, wo es stehend, zitternd pochte, ein kleiner todängstlicher Vogel.

Das Petroleum flackerie mit trübem Rot, stieß schweren, erstickenden Rauch aus; dann blaffte mit einem dumpfen Knall der bläuliche Spiritus und lief mit Windeseile in die dunklen Ecken der Kammer. Aufstammte gelblich eine Rolle Tapeten, wie eine Fackel, und entrollte sich funkenprühend. Roter Qualm ähnd, stinkend, flackernd. Der Haufen glühte von innen; blubbernd tanzten Flämmchen, Spiritusblau.

Schon war nur rotes Gewöll, dicht, atembeklemmend um ihn, der regungslos stand und starrte, mit aufgerissenem Auge, gelähmt, wie in der ersten Nacht, da das Kind für immer den Stempel erhielt.

Und mit einem Male schoß aus der dunkelglühenden Masse brüllend eine riesige Flamme, strahlendhell, von unerhörter Kraft geschleudert, packte ihn mit hitzigem Griff, wirbelte ihn um sich, hüllte ihn in Blut und Funken und sprengte dann mit klirrendem Knall die Luke, Ziegel prasselten, ein Luftstrom trieb die Feuersäule heulend aus dem Dach. Er tanzte, von rasendem Schmerz zerstört, und das letzte, was er von diesem Leben vernahm, war der furchtbarste aller Schreie, fern und hohl: Feuer — —!

Frau wohl einigermaßen weg haben, was an diesem Mann dran ist.

Selbstverständlich wirst du mir jetzt sagen, all das sei nur Eifersucht. Die Männer reden sich so gern darauf hinaus. Und du wirst mir vorhalten, daß du mir treu bist, daß du dich nie mit andern Frauen abgegeben hast. Daß ich jeden deiner Schritte kontrollieren kann, wenn ich mag.

Aber nein — ich mag nicht. Ich will nicht. Ich bezweifle deine Treue nicht. Aber ich will ja auch deine Treue nicht. Sie ist mir weniger wichtig als du denkst. Deine Liebe will ich und weiter nichts. Und an deiner Liebe beginne ich zu zweifeln, allmählich.

Begreife es doch, Ludwig. Muß ich nicht fürchten — ja, habe ich nicht tausend Gründe für die Annahme, daß ich dir bereits gleichgültig geworden sei? Daß du mich wirklich nicht mehr liebst? Man vergißt nicht den Geburtstag seiner Frau, die man liebt. Man vergißt noch weniger den Tag, an dem man diese Frau in sein Haus führen durfte!

Das ist doch so klar, sonnenklar, Liebster! Du mußt es doch einsehen, wie sehr eine solche Feststellung mich kränken muß. Haben denn diese sieben Jahre, diese kurzen sieben Jahre wirklich schon genügt, aus unserer Ehe nichts mehr zu machen, als eine Gewohnheit? Als eine Selbstverständlichkeit?

Aber — und die leise, klagende Stimme der Frau wurde plötzlich drohend, herausfordernd, fast böse, trotz des Schluchzens, das ihr in der Kehle lag, das sie so mühselig bekämpfte — „aber du solltest deiner Sache nicht so gewiß sein, Ludwig. Wirklich nicht! Ich... ja, ich warne dich! Eine Frau ist keine Sache, die man besitzt, wie einen Gegenstand. Eine Frau will immer wieder erobert, will immer aufs Neue erworben sein.“

Ich bin mir zu schade, Ludwig, zu einem so selbstverständlichen Besitz unwürdig zu werden. Selbst von dir liebe ich mir das nicht gefallen. Ich bin auch noch zu jung zu einer derartigen Rolle. — Viel zu jung — daran denke! Ich bin ja noch nicht dreißig, und das ist kein Alter. Und ich habe ein Anrecht auf Liebe, das ich nicht einfach preisgeben werde. Ich brauche Liebe — jede Frau braucht Liebe, wie eine Blume Sonnenchein braucht und Regen, um zu gedeihen.

Und dies Anrecht auf Liebe, auf Glück, das lasse ich mir nicht so einfach nehmen. Das gebe ich nicht so einfach auf, Ludwig...“

Die Frau schwieg. Mit klopfendem Herzen, zitternd, wartete sie auf Antwort.

Was sie hörte, war ein leises, sagendes Geräusch.

Ihr Mann schnarchte...

Recht auf Liebe.

Von Ernst Ludwig Anger.

Ein knackendes, knackendes Geräusch, und das Zimmer, eben noch vom Schimmer der Lampe warm und freundlich erhellt, lag im Dunkeln.

„Ludwig?“, kam die leise Stimme der Frau aus den Kissen, „Ludwig — hörst du?“

„Ja“, brummte der Mann, und ein unterdrückter Seufzer schwang in diesem Wort mit.

„Es tut mir leid, aber ich muß mit dir sprechen“, fuhr die Frau fort. „Ja — ich kann nun nicht länger schweigen, ich kann nicht mehr still sein. Diese Stunde ist gut für eine Aussprache zwischen uns beiden, eine gründliche Aussprache. Am Tage kommt man ja doch nicht dazu — es drängt sich so viel, so fürchtbar viel dazwischen. Wir haben keine Zeit — immer hat einer von uns beiden keine Zeit. Aber jetzt: jetzt wirst du mich anhören — mußt du mich anhören. Jetzt kannst du mir nicht ent-rinnen.“

Ludwig — weißt du, was für ein Tag gestern war? Unser Hochzeitstag — unser siebenter Hochzeitstag. Du hast ihn vergessen — nein nicht, entschuldige dich nicht, sei still und hör zu. Ja, du hast ihn vergessen — wie du zwei Monate vorher meinen Geburtstag vergessen hast. Es geht mir ja nicht um Geschenke — glaube mir, Ludwig, daß es mir darum nicht geht. Wenn du mir ein paar Blumen auf den Tisch stellst, wenn du am Morgen meines Geburtstags, unseres Hochzeitstags ein paar zärtliche Worte für mich gefunden hät-

test, so wäre ich mir reich vorgekommen. Es hätte genügt, um mir zu beweisen, daß du mich noch liebst. Daß du noch nicht aufgehört hast, mich zu lieben.“

Du hast mir keine Blumen geschenkt, gestern, und du warst gleichgültig und freundlich wie immer. Von jener fürchtbaren Freundlichkeit, die mich wahnsinnig, die mich rasend machen könnte. Weil ich kein Gefühl, keine Herzenswärme, weil sich nichts Schönes dahinter verbirgt.

Und an meinem Geburtstag? Daß ich Geburtstag hatte, das fiel dir überhaupt erst nachmittags ein, als du bei deiner Heimkehr meine Freundin vorfandest. Du hast ein so erstauntes Gesicht gemacht, daß ich vor Scham hätte in den Erdboden versinken mögen.

Es geht ja um mehr als um die Feststellung einer Nachlässigkeit, einer bloßen Vergeßlichkeit. Es geht ja um ein Glück, Ludwig — um mein Lebensglück. Das doch in gewissem Sinn auch dein Glück sein sollte, nicht wahr?

Diese beiden Vorfälle, so geringfügig sie dir erscheinen mögen, mir sind sie mehr. Für mich haben sie eine symbolische Bedeutung, ja. Verstehst du denn das nicht, Ludwig? — Oh — aber was frage ich denn! Natürlich verstehst du mich. Du bist ja nicht dumm, du bist ja sogar ein sehr kluger Mensch. Andere sagen es mir und meine täglichen Beobachtungen bestätigen es. Wenn man sieben Jahre mit einem Mann verheiratet war, dann muß man es als

Der Wirtschaftsführer.

Der Großindustrielle führte seinen Freund durch seine Gasherd-Fabrik, die ein Wunder war an blitzender Rationalisierung und an raffiniertem, auf ungeheure Massenproduktion gerichteten technischen Denken.

Leider lag sie seit Monaten still.

In dem weiten, menschenleeren Raum klang die Stimme des Wirtschaftsführers seltsam hohl, als er erläuterte:

„In diesem Saal werden die in den Hallen I bis IV erzeugten und mittels Fließband hierher beförderten Gasherde nun maschinell verpackt und versandfertig gemacht.“

Bei voller Ausnutzung der Kapazität sind das pro Arbeitstag fünfhunderttausend Stück, pro Woche drei Millionen Gasherde.

Mit den Schmalseiten aneinandergereiht, würden sie dreieinhalbmal den Äquator umspannen . . .

Er hielt inne, um sich einen Augenblick am Staunen seines Besuchers zu weiden und fuhr triumphierend fort

„Mein Unternehmen ist in der Lage — natürlich volle Ausnutzung der Kapazität vorausgesetzt — jede deutsche Familie im Jahr mit zehn Gasherden zu beliefern, oder, wenn unserm Export keine Hindernisse in den Weg gelegt werden, jeden Haushalt der zivilisierten Welt alljährlich mit einem neuen Gasherd auszurüsten!

Um mein Unternehmen derart leistungsfähig zu machen und vollkommen durchzurationalisieren, habe ich vor drei Jahren eine Auslandsanleihe von zehn Millionen Dollars aufgenommen.

Und nun kam die Wirtschaftskrise. Du kannst dir nicht denken, was diese Krise für mich bedeutet!“

„Doch!“ versetzte der andere entschieden. „Das größte Glück. Denn jetzt kannst du doch die Krise für alles verantwortlich machen. Sonst wäre man vielleicht schon dahintergekommen, daß du, nimm mir's nicht übel, übergeschnappt bist!“

Teufelsaberglauben.

In Friedrich Hebbels Tagebüchern lesen wir unterm 25. Dezember 1851: „Der Teufel ist für die Erwachsenen, was der Schornsteinfeger für die Kinder.“ Warum schrieb der Dichter diese scheinbare Banalität nieder? Am ersten Weihnachtstage drängte sich ihm wohl inmitten der zum großen Teil noch abergläubischen Wiener Bevölkerung der Gedanke auf, wie viele Menschen durch die Vorstellung der Sündhaftigkeit und durch den aus dieser Vorstellung erwachsenen Teufelsglauben immer noch geängstigt werden.

Dieser verhängnisvolle Wahn ist auch heute noch nicht ausgestorben, selbst in den großen Städten nicht, diesen „Vollwerken der Vernunft und der Aufklärung“.

Wie ist denn nun der Teufel in die Welt gekommen? Griechen und Römer kannten ihn nicht. Sie kannten wohl eine Unterwelt, ein Reich der Schatten, aber der griechische Hades und der römische Pluto waren keine Dämonen, sondern Götter und Könige.

„Der Teufel“, sagt Johannes Scherr einmal, „ist von Geburt Perser, durch Adoption Jude, von Erziehung und Bildung Christ oder, wenn man will, W'berchrist.“

Schon nach altarischem Glauben stehen die Naturmächte (die Daivas) und die sittlichen Mächte (die Asuras) in Gegensatz zueinander. Die sittlichen Mächte werden geführt von Baruna, dem Gott des Eides, und Mitra, dem Gott des Vertrags. Beide haben die Rechtsordnung (Rta) geschaffen. Die Daivas sind die Mächte der Lüge und des Verderbens. Diese Vorstellungen formte der altpersische Religionsstifter Zoroaster (um 1000 v. Chr.) zu einem neuen System um, dessen Wirkung auf Judentum und auf Christentum gar nicht hoch genug veranschlagt werden kann. Für den wahren Gott behält Zoroaster (Zarathustra) den Namen Ahura (persisch Ahura, d. h. Herr) bei. Aber den Namen Baruna ersetzt er durch Mazda, d. h. der Weise. Sein oberster Gott heißt also Ahura-Mazda (der Herr und der Weise). Er ist der heilige Geist, der sich dem Propheten Zoroaster offenbart. Der böse Geist Angramanju (d. h. böser Geist) oder Ahriman ist nach Ablauf einer dreitausendjährigen Periode, in der die von Ahura-Mazda geschaffenen Wesen in einer unsittlichen oder übersinnlichen Welt ohne Denken und Bewegung lebten, aus dem finstern Abgrund hervorgebrochen und hat vergeblich versucht, das Licht zu zerstören. Er schiebt in den Abgrund zurück und schafft dort die Dämonen.

Von nun an ringen die beiden Mächte — Ahura-Mazda und sein Heer und Angramanju und das seinige — um die Herrschaft über die Welt. Der Kampf endet natürlich mit dem Siege Ahura-Mazdas. Aber dieser ist kein unerbitlicher Herr. Auch die Bösen kommen nach ihrer Reinigung in sein ewiges Reich. Ewige Höllenstrafen kennt der Parsismus nicht. Er befindet sich damit in starkem Gegensatz zum

Christentum. Nur vereinzelt christliche Theologen haben gegen die Vorstellung der ewigen Höllenstrafen Front gemacht, so der Kirchenvater Origenes (185 bis 254). Aber die Kirche wollte und will noch heute von einer Milderung oder gar Abschaffung der Höllenstrafen nichts hören.

Die Juden wußten ursprünglich nichts von einem Teufel. Jahwe, ihr alleiniger Gott, herrschte mit unumschränkter Macht. Aber er hatte Boten, durch die er mit den Menschen verhandelte. Unter diesen Boten tritt besonders hervor der Ankläger, der Satan. Das hebräische Wort Satan bedeutet ursprünglich Gegner (vor Gericht), Widersacher. Dieser Satan ist jedoch ebenso ein Ankläger Jahwes wie der sogenannte Engel des Herrn (hebräisch Malak Jahwe). Dies geht deutlich aus dem biblischen Buche Sacharja (namentlich aus dem 3. Kapitel) hervor (entstanden etwa 520 v. Chr.). An einen Teufel im christlichen Sinne ist gar nicht zu denken. Erst um 200 v. Chr., geraume Zeit nach der Perserherrschaft, trat ein Umschwung ein. Der Parsismus hatte einen entscheidenden Einfluß auf das jüdische Volk gewonnen. Jetzt wird der Widersacher oder Ankläger zum Oberhaupt der Gott gegenüberstehenden feindlichen Macht.

Und nun macht die Durchsetzung der Welt rasche Fortschritte. Zur Zeit Jesu ist der Glaube an böse Engel Gemeingut. Besonders glaubte man, Krankheit und Unglück seien das Werk von Dämonen (bösen Geistern). Auch Jesus teilte diesen Glauben. Kranke und Siedhe, vor allem Epileptiker, waren von Teufeln „besessen“. Diese Teufel bannen und vertreiben konnte nur derjenige, der zur „Erkenntnis“ gelangt war; er tat es mit Hilfe der heilbringenden Mächte, der Engel und der in ihn selbst eingegangenen göttlichen Kräfte.

Die christliche Kirche hatte es dann vorzugsweise mit dem Obersten der Dämonen, dem Teufel schlechthin, zu tun. Mit ihm konnte man — eine neue Form dieses schrecklichen Wahns — Bündnisse eingehen. Ueber eins der frühesten berichtet der Kirchenvater Basilius der Große (4. Jahrhundert n. Chr.). Dessen Diener Proterius hatte einen Vertrag mit dem Teufel abgeschlossen, doch Basilius wußte diesen Vertrag rückgängig zu machen und den reinigen Teufelsbündler den Klauen des bösen Feindes zu entreißen. Für die förmliche Verschreibung der Seele gibt es schon aus der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts ein Beispiel: Theoph'lus von Adana hatte, wie berichtet wird, seine Seele dem Satan verschrieben, wurde aber durch die Vermittlung der Jungfrau Maria gerettet und bekam das gefährliche Schriftstück zurück. Wer denkt dabei nicht an Fausts Erlösung bei Goethe!

Auf dem einmal beschrittenen Wege ging es weiter. Keper wurden als Teufelsbündler angelesen und ihre Vernichtung war ein gutes Werk. Aus dem „Dialogus miraculorum“ des Mönches Casarius von Heisterbach (gestorben um 1250) geht hervor, daß die Menschen jener

Zeit sich auf Schritt und Tritt vom Teufel begleitet wähnten. Zu Ende des 15. Jahrhunderts war der Teufelswahn auf eine solche Höhe gestiegen, daß Papst Sixtus VIII sich veranlaßt fühlte, durch eine Bulle (1484) alle Aerzte und Juristen gegen den Satan aufzurufen. Die beiden Inquisitoren Jakob Sprenger und Heinrich Krämer verfaßten darauf den sogenannten „Hexenhammer“, den man als einen Feldzugsplan gegen den Teufel bezeichnen könnte. Damit heben die Hexengreuel an, jene schrecklichen Verbrechen, die für alle Zeiten ein Schandfleck des Menschengeschlechts bleiben werden.

Die Reformation hat mit dem Teufelsaberglauben nicht aufgeräumt. Luther glaubte steif und fest an den Bösen und hat mit seinem ewigen Serenade vom Satan und seinen Künften die Menschen nicht wenig geängstigt.

Erst der Jesuit Friedrich von Speer trat (1631) energisch gegen die Hexenprozeße auf. Ihm folgte 1691 der Holländer Balthasar Bekker, ein protestantischer Geistlicher, der in einem Buche „Die bezauberte Welt“ Front machte gegen das wüste Treiben der Hexenrichter. Einer der größten Wohltäter der Menschheit aber war der Leipziger Professor der Rechtswissenschaft Christian Thomastius. Von 1701 bis 1712 ließ er immer wieder Abhandlungen gegen den Zauber glauben und gegen den Hexenwahn hinausgehen.

Madere Streiter gegen den Teufelsaberglauben erstanden bald darauf in den sogenannten Popularphilosophen und in den englischen Freidenkern. Kant und Feuerbach, wie überhaupt fast alle neueren Philosophen, endlich die Vertreter der modernen Naturwissenschaft — sie alle erhoben ihre Stimme wider diesen schrecklichen Wahn. Und doch — Teufelsgläubige gibt es immer noch; denn mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens.

Karl Duenzel.

Ein kleiner Irrtum.

Ein altes Fräulein ging in ein vornehmes Tanzlokal, zum 5-Uhr-See. Und wie hatte sie sich heute herausgeputzt! Ja, die Welt sollte sehen, daß sie jung ist, daß sie noch nicht zum alten Eisen gehört. Sie will nach Jahren wieder einmal tanzen. Ja, heute will sie Männer bedürfen.

Kaum hat sie Platz genommen, sieht sie sich lauierend um. Halt, dort steht einer in schwarzer Wäsche mit Lockschnehen und zurückgestämmten Haaren, dem man's ansieht, daß er nicht recht weiß, soll er her oder nicht. „Ach, wie entzückend, dieser schüchterne, charmante Junge“, denkt sie und nickt dem Zaghaften freundlich zu. Und schon kommt er: „Guten Tag“, verbeugt er sich. Sinnbetörend lächelt sie ihn an. Er will etwas sagen, doch sie läßt ihn nicht zu Worte kommen: „Sehr nett hier, gefällt mir ausgezeichnet, werde öfters herkommen“, sprudelt sie hervor.

„Tanzen Sie?“, fragte sie den Schüchternen jetzt. „Ja darf nicht!“ „Aber so nehmen Sie doch bitte Platz.“ — „Ja darf nicht.“ — „Warum dürfen Sie nicht?“ — „Entschuldigen Sie, ich bin nämlich — der Ober!“ P. C. A.

Die Welt von oben.

Die Motoren knattern . . . Start! Es geht gen Süden im Hundertzehn-Kilometer-Tempo den Niesen der Schweizer Alpenwelt zu, und gen Süden und immer gen Süden, hin über das dunkle Afrika bis zu seiner äußersten Spitze.

Und es geht nach dem Orient über die Länder des Balkan, über Vorderasien und Persien hin und bald erscheinen unter uns die Strafen Teherans mit ihren fastenartig wirkenden Häuserblöcke, eine Flußlandschaft in Indochina, die

aus der Höhe von 4000 m einem phantastischen Eishügelgebirge gleicht. Wir überfliegen Tokio und die Vulkaninsel Japans. Wir erreichen Australien, Melbourne und Sydney. Wir fliegen mit dem Zeppelin rund um die Welt und nach dem Lande der Arktis.

Nach den Originalberichten eines Walter Mattholzer und von Hünfeld, Gobdard, Max Geisenhainer, Prof. Samoilowitsch hat E. G. Erich Lorenz ein Buch „Die Welt von oben“ bearbeitet. Dies Buch, 111 Seiten mit 24 Kunst-Drucktafeln und 6 Kartenskizzen. Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde, Franck'sche Verlagshandlung, Stuttgart. Preis in Ganzleinen geb. RM. 3.60, versteht den Leser unmittelbar in die Welt der Fliegerei. Gefahren und Erregungen, Erlebnisse und Eindrücke des Fliegers und die ganze weite Welt, die sich ihm eröffnet, werden dem lebendig, der der Spannung sich hingibt, die diesen Berichten von abenteuerlichen, gefährlichen Unternehmungen eignet, und das viele Neue und Fesselnde in sich aufnimmt, das aus den Schilderungen und Bildern von fremden Ländern und Völkern zu ihm spricht. Die zahlreichen wertvollen Tafelbilder von Original-Flugaufnahmen aus allen Gegenden der Welt und die übersichtlichen Kartenskizzen, die die Wege der einzelnen Luftreisen bezeichnen, das prächtigen, wirklich preiswerten Buches besonders hervorzuheben.

Brieftraß Schwalbe.

Wenn man die zierlichen Schwalbchen so leicht und anmutig dahinschweben sieht, möchte man fast glauben, sie leben von der Luft. Aber diese ätherischen Wesen sind ungeheure Fresser, und es war bisher kaum möglich, sie in der Gefangenschaft am Leben zu erhalten, weil man ihren Appetit nach Fliegen nicht befriedigen konnte. Aus diesem Grunde war es auch nur möglich, die Nahrungsmenge einer Schwalbe dann abzuschätzen, daß man ausrechnete, wieviel Fliegen eine Schwalbe im Schnabel zum Nest tragen kann, und danach, wie oft die alten Vögel darüber flogen, um die Jungen zu füttern. Nun hat Dr. E. Jacob, wie er in der Frankfurter Wochenzeitung „Die Umschau“ mitteilt, eine verunglückte Rauchschwalbe mehrere Wochen versorgt und damit zum ersten Male die Nahrungsmengen genau festgestellt. Die von seinem Schwalbchen verspeisten Fliegen bezog er in großen Massen aus dem Pferdebestall einer Reitanstalt, wo sie in mit Wasser gefüllten Glasgefäßen gefangen wurden. Fliegen, die mit Leime verklebte waren, nahm die Schwalbe nicht an, ebensowenig Mehlwürmer. Die Fliegen, die ihre tägliche Nahrung bilden, waren alle durchschnittlich gleich groß. Die Tagesration der Schwalbe betrug nun täglich 600 bis 600 solcher Fliegen. Bei einer einzigen Mahlzeit verspeiste sie 40 bis 60 Stück, und nach einer halben Stunde konnte sie schon wieder die gleiche Zahl verfügen. Die Fliegen wurden der Schwalbe mit der Pinzette vorgehalten; sie nahm sie also freiwillig zu sich. Es zeigt sich demnach, um eine Schwalbe nur zwei Tage in willkürlichem Wohlstand zu erhalten, 1000 Zubeinfliegen braucht!

Dies und das.

Eine südamerikanische Krebsart frist als Viehweidepflanze Krabbe und Krabben.

New York verzehrt auf den Kopf der Bevölkerung mehr Milch täglich als irgend eine andere Stadt der Welt. In zweiter Reihe steht Hamburg; dann schließen sich an Kopenhagen, Berlin und Paris.

Von England werden neuerdings große Mengen von Küden, die einen Tag alt sind, mit Flugzeugen nach Rußland transportiert. Bekanntlich brauchen die Küden die ersten achtunddreißig Stunden nach dem Auskriechen keine Nahrung, und es hat sich herausgestellt, daß neunzig Prozent dieser ungewöhnlichen Passagiere wohlbehalten und gesund am Ziel der Reise ankommen.

In Indien gelten die Schildkröten als heilige Tiere und es sind besondere Männer angestellt, die sie füttern müssen. Sie gehen täglich mit riesigen Säcken voller Futter an die Flüsse und haben merkwürdigerweise sogar Waagschalen mit, damit jede Schildkröte die gleiche Ration bekommt.

Der Mann, der das seltene Unternehmen begonnen hat, rückwärts durch die Welt zu wandern, trägt eine besonders konstruierte Brille, die es ihm ermöglicht, alles zu sehen, was hinter ihm vorgeht.

In den drei Monaten April, Mai und Juni werden ebensobiele Verlobungsringe gekauft wie in den übrigen neun Monaten zusammengekommen.

Es gibt jetzt vierzig Städte in der Welt, die mehr als eine Million Einwohner haben.

Wenn die aus den Leitungsdrähten der Straßenbahnen sprühenden Funken blau sind, wird es zu es Wetter; sind sie dagegen grün oder grünlich, so hat man Regen oder schlechtes Wetter zu erwarten.

In New York gibt es 637.527 Häuser, von denen 216 zwischen 25 und 102 Stockwerke haben. In Schulen sind 1118 vorhanden. Die Polizeistärke der Stadt umfaßt 17.780 Mann. Jährlich werden dort über 75 Millionen Bücher gedruckt. 8000 Straßenhändler bevölkern die Straßen, und für die Fremden stehen 130.000 Hotelzimmer zur Verfügung.

Vier wird bereits auf einem über 3000 Jahre alten ägyptischen Papyrus erwähnt.

Weiteres.

Endlich. „Du weißt doch, der Bruder von Lustig“, erzählt er, „der vor zwanzig Jahren nach Amerika gegangen ist und von dem man nie wieder was gehört hat...“ — „Ja“, nickte sie atemlos. „Was ist mit dem?“ — „Gestern hat Lustig ein Telegramm gefriert, daß sein Bruder gestorben ist und ihn zum Unberaubten eingeleitet hat.“ — „Ach“, meinte sie, „hat er also endlich ein Lebenszeichen von sich gegeben...“

Beim Arzt: „Sie fühlen keine Besserung? Das ist merkwürdig. Trinken Sie auch eine Stunde vor dem Frühstück warmes Wasser, wie ich es Ihnen verordnet habe?“ — „Herr Doktor, ich habe getan, was ich konnte, aber länger als zehn Minuten habe ich es nicht hintereinander trinken können!“

Es war sehr spät geworden, und sie hatten sehr viel gekautet. Wo'er er wachte mit dem fürchterlichen Kopfschmerz der Welt. Entsetzt sah er, daß es bereits 9 Uhr war. Aber er konnte nicht aufstehen. Schließlich schleppte er sich ans Telefon und rief seinen Chef an. Sehr starke Erlaubung, hohes Fieber, der Arzt hat gesagt... jedenfalls könnte er heute leider nicht ins Geschäft... — „Aber das macht nichts“, beruhigte der Chef, „pflegen Sie sich nur ordentlich, damit Sie morgen wieder frisch und gesund sind.“ Und fügte hinzu: „Heute ist ja sowieso Sonntag...“

Der Unterschied. „Rein, Bubi, das darfst du nicht haben“, sagte Helottchen und nimmt dem kleinen Bruder die Biberquaste fort, „das brauchen nur Damen. Herren waschen sich.“

Ein Wandergeselle kommt wegen scharfer Beiden ins Krankenhaus. Er gibt an, die Krankheit bestehe schon seit seiner Kindheit. Auf die Frage: „Sind Sie jemals verheiratet?“ antwortet er prompt: „Jawohl, ich bin verheiratet!“

In der Redaktion. „Gestatten Sie, daß ich Ihnen meine Gedichte vorlese? Sie sind der erste, der sie zu hören bekommt!“ — „Der erste? Woher haben Sie dann das blaue Auge?“

Schach-Cor.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Scharoch, Zweitnits Nr. 63 bei Teplitz-Schönbau.

Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

Schachaufgabe Nr. 129.

Von Heinrich Zimmermann, Eichwald.

Schwarz: Kd7; Dc6; Tc7; Lc8; Sc3; Dd6, Wf (7).



Weiß: Kc8; Dd3; Lc7; h3; Sa8; Sd5, Tf (7).

Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an Gen. Wenzel Scharoch, Zweitnits, einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 126: Tc3-g2!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Schwarz Reimund, Skulpa Erwin, Kropf Rudolf, Rudolf Gustav, sämtlich aus Klostergrab; Prix Ernst, Bensen; Demel Rudolf, Schirndorf (nach Dd4 folgt Lc7); Wenzel Adolf, Arnsdorf bei Haida; Dinnebler Emil, Tetschen; Hicke Josef und Fritsch Anton, Markersdorf; Böhm Heinrich, Johnsbach; Schödel Franz, Straußnitz; Zimmermann Heinrich, Eichwald; Reuvert Julius, Nestomitz; Hyna Josef, Hyna Franz, Goldberg Ferdinand, Adam Johann, sämtliche aus Hostomitz; Walter Ludwig, Robek Franz, Michel Rudolf, Schmalz Ferdinand, sämtliche aus Kwitkau; Triltsch Gust., Wisterschan; Mildorf Adolf u. Döhner Max, Tetschen; Ulbert Rud., Prosseditz; Böhm Emil, Sobrusan; Seltmacher Artur, Zweitnits; Hilgarth Hermann, Neu-Wittritz; Schubert Josef, Bokas.

Richtigstellung!

In Aufgabe Nr. 128 von Karl Günther ist auf d4 ein schw. B einzusetzen, da sonst nach D-b2? eine Nebenlösung vorhanden wäre.

Bezirksmeisterschaft im 2. Bezirk ist beendet. Bezirksmeister wurde Schachsektion Eichwald. Das letzte Spiel um den Bezirksmeister Zukmantel gegen Wisterschan II endete mit 3:4 Punkten für Wisterschan II. Durch diesen Verlust vergab Zukmantel leichtsinnig die Bezirksmeisterschaft.

Freundschaftswettkampf Wisterschan gegen D. T. J. Zukmantel, welcher am 15. März in Teplitz an 17 Brettern von Stapel lief, endete mit einem überzeugenden Sieg 11½ : 8½ für Wisterschan.

Schachsektion Krowchitz war es gelungen, im Retourspiel in Neustadt mit 7:1 zu gewinnen.

Das Vereinsturnier von Krowchitz gewann Genosse Scherze Rudolf mit 8½ Punkten, es folgen Jallack und Günther je 7, Heger 6½, Häbel und Melich je 6, Sotola und Scherze Erwin je 4, John 3, Nowotny 2 und Hocke 1 Punkt.

Vereinsmeister von Trappschitz wurde Gen. Siegl mit 13 Punkten, es folgen Hösl und Koukal je 10, Mannert und Reinecker je 8, Nitsch 7, Pomp, Kraus und Gläser je 6, Nitsch II und Hanl je 5, Thumerer 4, Klucker 3, Heger 2 und Mach mit 1 Punkt.

Arbeiter-Schachklub Warmsdorf. Vereinstieger wurde Gen. Pirk Anton mit 19½ Punkten, Wünsche 17½, Hausner 12½, Ditsch II und Reich 10½, Pirk Rudolf 10, Riedel und Warzel je 9, Müller 7½, Banler 7½, Jerie 6 Punkte.

In der Schachsektion Soestadt nahmen am Vereinsturnier nur 4 Genossen teil. Sieger wurde Gen. Dotzauer mit 3 Punkten.